

E. S. Polistschuk

Kapitulation oder Kompromiß?

Eine Würdigung

des Metropoliten Sergi (Stragorodski) und seiner kirchenpolitischen Position

Es gibt nur wenige Ereignisse in der Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche, die unter Zeitgenossen wie Nachfahren so unterschiedlich beurteilt werden. Sie haben gewissermaßen alle aktuellen und unlösbaren Zeitprobleme in sich aufgenommen, alles Leid der Welt, alle Spaltungen und Mißhelligkeiten unter den Menschen und präsentieren daher wie in einem festgezurrten Knäuel Widersprüche, die selbst Jahrzehnte danach nur schwer zu entwirren sind. Zu diesen Ereignissen zählt ganz zweifellos auch die berühmte Loyalitätserklärung, die im Juli 1927 unter der zunehmenden staatlichen Kirchenverfolgung der Stellvertreter des Patriarchenstatthalters, Metropolitan Sergi (Stragorodski), veröffentlichten ließ.

Dieser Schritt hatte eine Spaltung der russischen Orthodoxie zur Folge: Viele Bistümer erkannten Sergis Erklärung nicht an, verwiesen auf seine kanonische Inkompetenz und schickten als Zeichen des Protestes die Deklaration an den Autor zurück. Ein Teil der Bischöfe brach die Beziehung zu Metropolitan Sergi ganz ab; es entstanden die Bewegung derer, die seinen Namen im Gottesdienst nicht mehr fürbittend erwähnten, und die sogenannte „Katakombenkirche“ als Antwort auf die immer stärker werdende Verfolgung durch die Behörden.

Waren nun die Erklärung von 1927 und der damit verkündete neue kirchliche Kurs in der Geschichte der russischen Orthodoxie eine Kapitulation vor dem gottlosen kommunistischen Staat, bedingt durch den persönlichen Kleinmut des Metropoliten Sergi, ein schrecklicher Fall, ausgelöst durch einen echten, doch nichtsdestoweniger schwerwiegenden Irrtum des Ersthierarchen oder, im Gegenteil, ein weiser Kompromiß, die einzige Möglichkeit, die Kirche in einer militant-athetischen Umgebung zu erhalten? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus einer historischen Analyse der kirchlichen Situation in jener Zeit und aus einer Würdigung der Persönlichkeit des Metropoliten und seiner Tätigkeit in der vorausgegangenen Epoche, aus einer Untersuchung also, die die heutigen Kritiker des Patriarchen Sergi in der Regel unterlassen.

Weitgespannt und vielseitig war sein Wirken vor der Revolution: Missionar und Assistent beim Leiter der Orthodoxen Mission in Japan, Priester auf einem russi-

schon Kriegsschiff, Vorsteher der Botschaftskirche in Athen, Inspektor der Moskauer Geistlichen Akademie, Rektor des St. Petersburger Geistlichen Seminars und später auch der Akademie, Bischof von Jamburg, Erzbischof von Finnland, Metropolitan von Wladimir und Schuja, ständiges Mitglied des Heiligen Synods, Präsident der Präkonziliaren Versammlung. Über diese vielseitige bischöfliche Tätigkeit hinaus war Metropolitan Sergi ein gründlicher und anerkannter Theologe (was nicht auf viele der russischen Bischöfe im 20. Jahrhundert zutrifft). Seine Magister-Dissertation „Die orthodoxe Lehre vom Heil“ besitzt auch heute noch eine hohe Bedeutung in der Auseinandersetzung mit der sogenannten „juristischen Doktrin“ (1).

In dem bekannten Streit um die Sophia tritt Metropolitan Sergi (1935) als würdiger Kritiker eines der bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts, Erzpriester S. N. Bulgakow, auf und weist ihm bei dem Versuch, seine sophiologischen Vorstellungen mit der orthodoxen Dogmatik in Einklang zu bringen, eine ganze Reihe von Widersprüchen und Ungereimtheiten nach.

Hervorzuheben ist das Verdienst des Bischofs Sergi in den Petersburger „Religiösphilosophischen Versammlungen“, als deren Vorsitzender er wesentlich zur Annäherung der orthodoxen Geistlichkeit an die theologisierende Intelligenz beitrug. Diese Versammlungen dienten zahlreichen religionsphilosophisch interessierten Kreisen als Muster für ihre Arbeit, aus der sich im vorrevolutionären Rußland eine spirituelle und kulturelle Bewegung zu hoher Blüte entwickelte. Sie ist später als „Russische religionsphilosophische Renaissance“ in die Geschichte eingegangen.

Gerade diese von Bischof Sergi unmittelbar gestalteten Versammlungen boten weltlichen Theologen und Philosophen Gelegenheit, auf der Suche nach der religiösen Wahrheit den für die russische Orthodoxie so charakteristischen konziliaren Geist kennen- und schätzen zu lernen. In einer Dankadresse der Stiftungmitglieder jener Petersburger Versammlungen an Bischof Sergi heißt es: „Keinen Hierarchen, auch keinen Präsidenten sahen die Mitglieder der Versammlungen unter sich, sondern einen Christen, der...ermunterte: 'Werdet alle Christen, solange ihr das werdet, könnt ihr alles erlangen, fortwährend vorangehen und in allem Fortschritte

machen...'. Es wurde bei allen ein starkes Sach-Interesse an den zahlreichen zu erörternden Fragen geweckt, was eine ausgezeichnete Atmosphäre für einen echten Meinungsaustausch schuf. Bischof Sergi brachte von sich aus ein gutes Klima in unsere Versammlungen ein“ (2).

Nach all dem Gesagten ist es nicht verwunderlich, daß Metropolitan Sergi sowohl unter den Klerikern als auch unter den Laien beim Ausbruch der Oktober-Unruhen eine immense persönliche Autorität genoß. Und es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß er angesichts einer wütenden Jagd der kommunistischen Staatsmacht auf das Christentum seine Autorität voller Entschiedenheit zur Rettung der Kirche nutzte. Allein dadurch und nicht etwa durch eine „Neigung“ zur Spaltung erklärt sich seine kurzfristige (etwa ein Jahr dauernde) Hinwendung zur „Lebendigen Kirche“, die in der Anerkennung der Legitimität für die Oberste Kirchenleitung der Erneuerer zum Ausdruck kam („Memorandum der drei“ Hierarchen vom 3. Juli 1922). Seine Absicht war, an der Spitze der Obersten Kirchenleitung deren Arbeit in das richtige Gleis hin zum orthodoxen Erbe zu bringen.

Beachtung verdient auch, daß der hochheilige Patriarch Tichon zu dieser Zeit unter Hausarrest stand und die Staatsmacht die Erneuerer zu unterstützen suchte, die mit dem zwar korrekten, aber durch sie äußerst kompromittierten und nunmehr gänzlich unpopulären Gedanken einer evolutionären Veränderung der irdischen Hülle der Kirche (der kirchlichen Struktur, der Kanones, der Gottesdienste) spekulierten. Auch unter veränderten äußeren Bedingungen sollte die Kirche ihren Auftrag wahrnehmen können. Die diesbezügliche, mit dem Konzil 1917/18 selbst auch unterbrochene Arbeit hatte schon vor der Revolution begonnen, und Bischof Sergi war als Vorsitzender der Konferenz zur Korrektur der kirchlichliturgischen Bücher natürlich dabei stark engagiert.

Von welchen Erwägungen er auch geleitet worden sein mag, als er sich mit den Spaltern einließ – er tat, kaum daß Patriarch Tichon aus der Haft entlassen war, öffentliche Buße für seine Teilnahme an ihrer Bewegung.

Befolgung der Kanones erschwert

Nach dem Tod des hl. Patriarchen Tichon und der Verhaftung seines Statthalters Metropolitan Peter (Poljanski) kam 1925 Metropolitan Sergi als Stellvertreter des Patriarchenstatthalters in die Leitung der Russischen Orthodoxen Kirche. Die Frage nach der Rechtmäßigkeit der vollen Amtsübernahme ist mehrfach von den Gegnern des Metropoliten gestellt worden: Vom Standpunkt der kanonischen Akribie kann man sie nicht als unbestreitbar erachten. Doch Not und Gesetz pflegen Änderungen zu bewirken (Hebr. 7,12); die grausigen Um-

stände, in denen sich damals die Kirche befand, machten eine strenge Befolgung der unter ganz anderen Voraussetzungen zustandekommenen Kanones unmöglich.

Bereits der Konzilsbeschluß von 1917/18, wonach der hochheilige Patriarch Tichon allein seine Nachfolger einsetzen sollte, war keinesfalls kanonisch; auch rein formal war dieser Beschluß anfechtbar. Manche Situationen, die entstehen konnten und tatsächlich auch unter den noch nie dagewesenen Bedingungen des kirchlichen Leben eintraten, ließen sich nicht voraussehen, geschweige denn in den Konzilsbestimmungen festschreiben.

Eine solche Schwachstelle war die unzureichende Definition der Beziehungen unter den im Vermächtnis des Patriarchen Tichon genannten Statthaltern, sie hätte beinahe zu einer Spaltung geführt, als der 1926 aus der Verbannung zurückkehrende Metropolitan Agathangel die Amtsgeschäfte des Statthalters mit der Begründung ausüben wollte, daß der zuvor in die Statthalterschaft eingesetzte Metropolitan Peter in Haft war. (Glücklicherweise hat Metropolitan Agathangel um des kirchlichen Friedens willen von seinen Rechten keinen Gebrauch gemacht.)

Auch der Erlaß des hochheiligen Patriarchen, Heiligen Synods und des Obersten Kirchenrates zur Selbstverwaltung der Bistümer aus dem Jahre 1920 kann nicht unanfechtbar genannt werden. Der eigentliche Vorwurf (3), den man Metropolitan Sergi immer wieder gemacht hat, lautete ja, er hätte nicht um jeden Preis das Zentrum erhalten, sondern sich im Sinne der Verordnung von 1920 für die Dezentralisierung der kirchlichen Macht entscheiden sollen. Doch die Bedingungen, unter denen die Bistümer in die Selbstverwaltung entlassen werden sollten, waren in dem erwähnten Beschluß unzureichend definiert, weshalb sich auf diese Weisung sowohl die Karlowitzer Gruppierung, als auch die von Metropolitan Sergi abgefallenen (ihn im Gottesdienst nicht mehr fürbittend erwähnenden) Bischöfe berufen. Abgesehen davon war der russische Episkopat psychologisch auf die Dezentralisierung nicht vorbereitet, wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Bischöfe unter der prinzipiellen Synodalverwaltung erzogen worden war.

Schließlich wird man auch bedenken müssen, daß die kirchenspaltenden Erneuerer, die damals eine ernste Gefahr für die Orthodoxie darstellten, ihre zentralen (nicht nur vom Staat, sondern auch vom Ökumenischen Stuhl unterstützten) Organe hatten und nach dem Tode des hochheiligen Patriarchen Tichon voller Ungeduld warteten, daß nun die „aus Gesetzestreue“ und Gewohnheit zum Zentralismus einer patriarchalen Leitung verlustig gegangenen Bischöfe ihre Kirchenmacht anerkennen würden.

Daß Metropolitan Sergi nicht aus Machthunger oder ähnlichen niedrigen Beweggründen handelte, sondern aufrichtig das Wohl der Kirche, wie er es verstand,

erstrebte, beweist 1926 seine Beteiligung an dem Versuch mehrerer Bischöfe, durch eine illegale Unterschriftensammlung einen neuen Patriarchen zu wählen. Hätte er mit allen Mitteln seine faktische Macht als Stellvertreter des Patriarchenstatthalters festhalten wollen, wäre es ihm nicht schwergefallen, dank seiner hervorragenden intellektuellen Fähigkeiten und seiner fundierten theologischen Bildung die politische und kanonische Haltlosigkeit dieser Idee nachzuweisen; stattdessen setzte er sich für ihre praktische Verwirklichung ein, obwohl die meisten Bischöfe sich für eine Kandidatur des Metropoliten Kyrill (Smirnow) ausgesprochen hatten.

Als „Konterrevolutionäre“ verbannt oder verhaftet

Es wurden 72 Unterschriften für Wladyka Kyrill gesammelt, bevor die aufgebrachten Behörden ein Pogrom inszenierten: Nicht weniger als 40 Bischöfe von den an dieser Wahl Beteiligten wurden als „Konterrevolutionäre der von Metropolit Sergi geleiteten Gruppe“ verbannt oder verhaftet. Auch er selbst entging der Verhaftung nicht.

Zweifellos brachten diese Ereignisse Sergi zu der endgültigen Überzeugung, daß die Behörden eine kanonisch rechtmäßig zustandegekommene Oberste Kirchenleitung nicht dulden wollten. Aus diesem Grunde und weil er absolut überzeugt war, daß eine Dezentralisierung angesichts der Feindschaft des Staates zum vollständigen Zusammenbruch der kirchlichen Arbeit führen müßte, entschied sich Metropolit Sergi nach langen quälenden Zweifeln für die erheblichen Zugeständnisse gegenüber der Sowjetmacht. Die Folge war seine Freilassung aus der Haft 1927 und der Erhalt jener berüchtigten „Registrierung“ (auf Anordnung des WZIK aus dem Jahre 1922 mußten sich alle gesellschaftlichen Organisationen, zu denen auch die Kirche gerechnet wurde, registrieren lassen).

Die von ihm bezogene Position fand ihre Widerspiegelung in der im Juli 1927 veröffentlichten Deklaration „Über die Haltung der orthodoxen Kirche zur existierenden bürgerlichen Macht“. Darin hieß es: „Wir Kirchenmänner stehen nicht auf Seiten der Feinde unseres sowjetischen Staates“, „man soll nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat zeigen, daß treue Bürger der Sowjetunion, der Sowjetmacht loyal ergeben, nicht nur zur Orthodoxie indifferent sich verhaltende Menschen sind, nicht nur Verräter der Orthodoxie (hier spielt Metropolit Sergi auf die Erneuerer und ihre staatliche Unterstützung an – E.P.), sondern auch ihre engagierten Anhänger, denen sie als Wahrheit und Lebenskraft mit all ihren Dogmen und Überlieferungen, mit ihrer ganzen kanonischen und liturgischen Struktur...teuer ist. Weil wir Orthodoxe bleiben wollen, erinnern wir uns an

die Pflicht, Bürger der Union zu sein 'nicht nur aus Furcht, sondern um des Gewissens willen', wie uns der Apostel lehrt (Röm. 13,5)“ (4).

Natürlich lassen sich heute, wenn man an all das Unheil denkt, das die sogenannte Sowjetmacht dem Volk zugefügt hat, viele Passagen der Deklaration nur schwer lesen; aber man wird das Umfeld bedenken müssen, in dem sie entstanden ist.

Den größten Anstoß erregte ein Satz der Deklaration, den viele Kritiker von Metropolit Sergi gewöhnlich hervorheben und in dem es heißt: „Eure Freuden sind unsere Freuden“. Man unterstellt, daß damit „die mit dem Aufbau einer neuen atheistischen Gesellschaft, in der für die wahre Orthodoxie kein Platz ist noch sein kann“ verbundenen Freuden gemeint seien. Tatsächlich aber lautet dieser Absatz so: „Wir wollen Orthodoxe sein und zugleich die Sowjetunion als unser bürgerliches Vaterland anerkennen, dessen Freuden und Erfolge unsere Freuden und Erfolge, und dessen Mißerfolge unsere Mißerfolge sind“ (4). Hier handelt es sich eindeutig um die Solidarität mit Land und Volk, nicht aber mit der atheistischen Macht, wie böswillige Interpreten behaupten. Natürlich geht es in Wirklichkeit nicht um die eine oder andere unglückliche Phrase; die Deklaration bedeutete ganz unbestreitbar einen schwerwiegenden Kompromiß für die Kirche, ein ernsthaftes Zugeständnis an eine dem Christentum gegenüber feindliche Macht (wenngleich auch nicht die Einheit mit ihr).

Der Loyalitätsgedanke an sich ist schon ein Zugeständnis. In der Ermahnung des Apostels, daß es „keine Macht ohne Gott gibt“ (Röm. 13,1), handelt es sich eigentlich vom Grundsatz her um Macht als Ordnungsfaktor (im Gegensatz zum Chaos der Anarchie), nicht aber um ihre konkrete Realisierung und Strukturierung. Die konkrete Macht kann durchaus sehr schlecht sein im Sinne der Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung: nämlich Begrenzung des Bösen und seiner Wirkmöglichkeiten in der Welt. Der Kirche kann es keineswegs gleichgültig sein, wie die Staatsmacht diese ihre Aufgabe erfüllt; wenn sie damit aber nicht zurechtkommt, sondern das Böse noch mehr, kann und muß man eine solche Macht bekämpfen. Beispielsweise kann man auf den Rücktritt einer „schlechten“ Regierung drängen oder sogar um eine Veränderung der Staatsstruktur kämpfen, jedoch mit friedlichen und legitimen Mitteln, ohne gleichzeitig die Anordnungen der amtierenden Administration zu unterlaufen. Hier wandelt sich das Prinzip der Loyalität in das der Gewaltlosigkeit. Freilich ist das reine Theorie; in Wirklichkeit läßt bei weitem nicht jede gesellschaftliche Ordnung eine so verstandene Loyalität zu. Das bezieht sich in erster Linie auf das System des Totalitarismus, das auf die Seelen der Untertanen ebenso Anspruch erhebt wie auf ihre Arbeit und ihr Vermögen.

Solche Systeme setzen jeden Widerstand gegen die Staatsmacht, also auch den in Wort und Gedanken, gewaltsamen Handlungen gleich, weil „die Idee, die die Massen ergreift, zur Macht wird“. Innerhalb eines solchen Systems kann die bürgerliche Loyalität nicht reduziert werden auf politische Abstinenz oder Enthaltensamkeit gegenüber irdischen Angelegenheiten, sie bedeutet vielmehr immer eine volle und uneingeschränkte Unterstützung der Macht. Die Zustimmung zu einer solchen „Loyalität“ war gewiß ein durch die Unterordnung unter die Staatsgewalt erzwungener Kompromiß.

Noch schwerwiegender war das Zugeständnis an den Staat, auf einen bedeutenden Teil der realen kirchlichen Macht zu verzichten, (denn in der Natur des Totalitarismus liegt es, keine andere unabhängige Machtquelle zu dulden). Am deutlichsten wurde dies bei den sogenannten Kaderfragen: Jede Bischofsweihe, jede kirchliche Ernennung konnte nun erst nach vorheriger Absprache und Sanktionierung durch die entsprechenden Staatsorgane vollzogen werden. Natürlich hat dies die Kirche sehr geschwächt, denn eine Macht, der es um die Ausrottung der Religion geht, wird zielgerichtet nicht die besten, sondern die schlechteren unter den potentiellen Kandidaten auswählen.

Staatsgenehme Bischofsweihen

Aber der vielleicht schwerwiegendste und für die sittliche Haltung nahezu unerträgliche Kompromiß war die kirchliche Zustimmung zum System der offiziellen Staatslüge. Beispielsweise hatten die kirchlichen Hierarchen vor aller Welt falsch Zeugnis zu geben im Blick auf die in der UdSSR angeblich nicht stattfindende religiöse Verfolgung. Zwar war die Lüge so offenbar, daß man kaum jemanden hinteres Licht führen konnte – nur allzu offensichtlich und bekannt war die zynische Gegenwart des Fürsten dieser Welt –, doch innerhalb der kirchlichen Umfriedung mußte es zu Verwirrungen in der Herde, zu Ärgernissen und zu kirchlichem Zerfall kommen.

Zeichen dieses Verfalls wurde eine neue Spaltung unter den Orthodoxen, je nach dem sie die bewußte Deklaration und den Metropoliten als Initiator einer neuen Kirchenpolitik anerkannten oder nicht. Für die einen war die Deklaration ein schwerwiegender, aber unausweichlicher Kompromiß, eine Art zu überleben, ein taktischer Winkelzug oder auch ein strategischer Plan zur Rettung der kirchlichen Organisation. Andere – und hierher gehört in erster Linie die orthodoxe Auslandskirche – sahen in der Deklaration einen offenen Verrat an der Orthodoxie, eine Anbetung des Antichristen, einen direkten Vertrag mit dem Satan, durch den die Geistlichkeit des Moskauer Patriarchats der Gnade beraubt und die von ihr vollzogenen Sakramente kraftlos wurden (6).

Ihrer Meinung nach hatte die christliche Kirche in Rußland aufgehört zu existieren, verödete Rußland. Für alle, die diesen Standpunkt teilten, gewann die Deklaration des Jahres 1927 die Bedeutung einer dogmatischen Häresie, sie machte Kontakte mit den „Sergianern“ unmöglich, weil diese das „Siegel des Tieres“ trugen.

Man wird unschwer in der beschriebenen Geisteshaltung eine gewisse psychologische Ähnlichkeit mit der der russischen Altritualisten im 17. Jahrhundert erkennen können. Hier wie dort wird mit dem typisch russischen Maximalismus die moralische Verurteilung von Handlungen der kirchlichen Obrigkeit zu einem Ausmaß hochgespielt, das keinen Raum für die christliche Liebe, ja nicht einmal für einfache menschliche Gemeinschaft unter den kirchlichen Opponenten läßt.

Die Frage nach den Kompromissen, nach ihrer Vertretbarkeit und ihren Grenzen bewegt die Christenheit wohl schon von Anfang an. Sie betrifft durchaus nicht nur das Verhältnis zu feindlich eingestellten Machtorganen. Die moralischen Forderungen des Christentums an den Menschen lassen sich auf die ganze Vielfalt menschlicher Beziehungen projizieren, aber auch auf die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Es mangelte nie an Menschen, die die Gebote Christi in strengem, „kompromißlosem“ Sinne verstanden wissen wollten – sie gaben der Jungfräulichkeit den Vorzug vor der Ehe (Montanisten), zogen Dürftigkeit, ja mehr noch, Armut dem Reichtum vor (Franziskaner); selbst die offensichtlich bildhafte Rede Christi über die den Menschen in Versuchung führenden Glieder seines Leibes wurde von manchen buchstäblich verstanden (Skopzen). Die Kirche aber hat immer wieder derartige rigoristische Impulse ihrer Kinder auszugleichen vermocht eingedenk der Worte Christi, daß – wer es fassen kann, es fassen soll (Mt. 19,12) und „im Hause Meines Vaters sind viele Wohnungen“ (Joh. 14,2), was auf die Vielfalt der Wege zum Heil hinweist.

Natürlich war die Frage nach den Kompromissen in den ersten Jahrhunderten der Christenheit besonders aktuell, als sie unter der staatlichen Verfolgung litt. Ein zentraler Punkt für die Meinungsverschiedenheiten war die Frage nach der Zulässigkeit, ob ein Christ den Verfolgungen ausweichen sollte. Die Kirche hat ihre Glieder nicht an allgemeinverbindliche Richtlinien gebunden, sondern jedem Freiraum für seine Gewissensentscheidung gegeben und unterschiedliches Handeln toleriert. In der jungen Christenheit war Begeisterung für den Märtyrertod weit verbreitet, das Verlangen nach einem „strahlenden Bekenntnis“, wenn nicht gar das Trachten nach dem Tod in Hoffnung auf die jenseitige Seligkeit. Sehr deutlich wird das in den Briefen des Bischofs Ignati von Antiochien (2. Jahrhundert), der seine Freunde bat, sich nicht für ihn bei den römischen Behörden einzusetzen, um ihn nicht um die bevorstehende Großtat seines Glaubens zu bringen.

Aber schon ein jüngerer Zeitgenosse, Bischof Polykarp von Smyrna, war der Meinung, wie begehrenswert die Märtyrerkrone auch sein mag, ein absichtliches Trachten danach sei unwürdig. So verbarg er sich vor den Häschern (was ihn freilich nicht hinderte, christliche Standhaftigkeit zu beweisen und den Ruhm des Märtyrers zu erlangen, als sein Aufenthaltsort von einem Abtrünnigen verraten wurde).

Bischof Cyprian von Karthago (3. Jahrhundert) hielt es ebenfalls für notwendig, den Nachstellungen der Behörden zu entgehen, weil er meinte, seine Anwesenheit würde die Wut der Verfolger noch erhöhen. Es besteht kein Zweifel, daß es für ihn, der im Glauben gefestigt und bereit zum Märtyrertod für Christus war, ein viel größeres Opfer bedeutete, in seinem Versteck von den Leiden seiner Herde zu hören und sich den Vorwurf der Feigheit gefallen lassen zu müssen, als offen den Machthabern entgegenzutreten und in der Arena zu sterben.

Jeder, der sich in dieser Zeit vom Glauben nicht lossagte, ist ein Bekenner des Christentums, stellte Cyprian fest und erklärt: „Die erste Stufe des Sieges besteht darin, den Herrn nach der Gefangennahme durch die Heiden zu bekennen. Die zweite Stufe der Verherrlichung besteht darin, sich für den Herrn durch eine vernünftige Flucht zu retten. Das eine ist ein öffentliches Bekenntnis, das andere ein privates... Der eine erweist sich, wenn seine Stunde naht, bereits reif für den Tod, dem anderen wird er noch gestundet; wie z. B. jemandem, der nach Zurücklassung seines Erbes aus eben diesem Grund flüchtet, damit es ihm nicht geraubt werden kann, der sich aber zweifellos als Christ bekennen würde, wenn man ihn ergriffe.“ (7).

Das waren keine leeren Worte. Im hohen Alter hat der hl. Bischof Cyprian, damals als erster Bischof von Afrika die Autorität, nach einem reichen, auf die Festigung der Gemeinde bedachten Wirken befunden, sein Leben für den Glauben hinzugeben, weil er nunmehr der Kirche keinen größeren Dienst tun könne. Als die nächste Christenverfolgung inszeniert wurde, verzichtete er auf Flucht und nahm die Krone des Martyriums.

Besonders viele Vertreibungen und Verbannungen trafen einen herausragenden Verteidiger der Orthodoxie im Kampf gegen die Arianer, den hl. Bischof Athanasios den Großen (4. Jahrhundert). Von den knapp fünfzig Jahren bischöflichen Dienstes verbrachte er mehr als fünfzehn fern von seinem alexandrinischen Bischofsstuhl, weil er sich verbergen mußte vor den nach seinem Blut dürstenden Arianern. Zuweilen entkam er der Wut seiner Verfolger in buchstäblich letzter Minute. Doch Gott schützte ihn immer wieder. Wie auch dem hl. Bischof Cyprian hat man ihm zum Vorwurf gemacht, seine Herde verlassen zu haben.

Zu seiner Rechtfertigung schrieb er eine besondere „Apologie der Flucht“, in der er anhand der Heiligen Schrift (wenn man euch in einer Stadt verfolgen wird, so

flieht in eine andere, Mt. 10,23) und des gesunden Menschenverstandes nachzuweisen suchte, daß es seine Pflicht war, vom Opfer seines Lebens zurückzustehen, weil er den Arianern keinen größeren Dienst hätte erweisen können, als sich gefangennehmen zu lassen. Aus entlegenen, unbewohnten Gegenden und Berghöhlen leitete er mit fester Hand seine Gemeinden und hielt das Banner der Orthodoxie hoch, unbeirrt bekennd, daß das Wort eines Wesens sei, wodurch er zur „Säule der Kirche“ (hl. Bischof Gregor von Nazianz) und zum „Feind der kirchlichen Gebrechen“ (hl. Basilios der Große) wurde.

Machtdemonstration der Finsternis im 20. Jahrhundert

Nach diesen historischen Exkursen entsteht natürlich die Frage, ob Metropolit Sergi die gleiche Art zu handeln für sich in Anspruch nehmen konnte wie – sagen wir – der hl. Athanasios. Die Kritiker des Metropoliten antworten: Er konnte nicht nur, er hätte es tun müssen. Und einige seiner bischöflichen Mitbrüder (die „wahrhaft orthodoxe Kirche“) sind ja diesen Weg gegangen, wobei das Untertauchen in neue Katakomben in den Augen des modernen Menschen geradezu zur Heldentat wird. Und dennoch wird der Maßstab für die Zustände, die der eine oder andere Bischof für sich als akzeptabel erachtete, nicht nur von seinen persönlichen Fähigkeiten (Standhaftigkeit, Mut usw.) bestimmt, sondern hängt auch von dem jeweils typischen Wüten der Kräfte des Bösen ab, von deren objektiver Macht.

Kaum jemand wird ernsthaft bestreiten wollen, daß das 20. Jahrhundert, verglichen mit den alten Zeiten, eine unerhörte Machtdemonstration der Finsternis gebracht hat. Die Christenverfolgungen der römischen Cäsaren halten bei all ihrer Theatralität keinen Vergleich mit den Verfolgungen durch die modernen „Tschingis Khane und ihre Telegraphen“ aus. Die Berge von Nitra und die Thebaische Wüste retten in unseren Tagen nicht mehr vor der totalitären Macht und ihrem System der Registrierung und ideologisch begründeten sowie wissenschaftlich organisierten Überwachung.

Die Verfolgungen in alter Zeit waren das persönliche Werk des einen oder anderen Kaisers, die heutigen sind Folge der „einzigen richtigen Weltanschauung“, sind Staatspolitik, unabhängig von dem konkreten Träger der obersten Macht. Die Verfolgungen eines Nero, Decius, Julian oder sogar Diokletians große Verfolgung konnte man in Katakomben überstehen; aber alle siebenzig Jahre kommunistischer Jagd auf die Religion „in der Illegalität“ zu überleben, dürfte niemandem gelingen sein.

Schließlich wird man den wahrhaft satanischen Charakter der totalitären Macht nicht aus dem Blick lassen dürfen, ihre Bereitschaft zu Massenverbrechen in einer

Größenordnung, die wir heute Verbrechen gegen die Menschlichkeit nennen, zu Völkermord nicht nur auf nationaler, sondern auch auf religiöser Ebene. Eine Macht, die sich mit Leichtigkeit die Ausrottung der Bauernschaft vornahm, war auch zu einer totalen Vernichtung der Christen fähig. Daß solche Ziele in einem kommunistischen Land durchaus real sein können, beweist Albanien, wo damals „endgültig die religiösen Überreste der Vergangenheit überwunden worden sind“ (zumindest waren dort alle christlichen Kirchen bis in die letzte Zeit geschlossen).

Alle Abstufungen eines Kompromisses, alle Möglichkeiten eines Verhältnisses zu der menschenverachtenden Staatsmacht sind von den kirchlichen Hierarchen im Laufe des ungeheuerlichen Experimentes ausprobiert worden, das mit Gottes Zulassung die kommunistischen Herrscher über Rußland gebracht haben.

Wenn auf der einen Seite die Verführer der Erneuerer zur Anerkennung des sittlichen Rechts einer Revolution aufriefen und sich freudig in die tödliche Umarmung des gottlosen Staates warfen, so stand auf der anderen Seite die bewußte Bereitschaft zum Martyrium im Sinne der urchristlichen Bekenner („...Verfolgung und Folter durch euch fürchten wir nicht, wir wollen sie, wir haben Verlangen nach ihrer blutigen Schönheit“) (8).

Nach dem Wort Christi (Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, Mt. 22,21) trachtete indessen ein großer Teil der Hierarchen unter Qualen und Schwierigkeiten nach einem für die Kirche akzeptablen Kompromiß, wobei sie immer mehr zurückwichen vor der Übermacht des Fürsten dieser Welt und seiner zügellosen Bedrückung. Bereits der hochheilige Patriarch Tichon ist in der Absicht, dadurch aus der Haft freizukommen, auf einen solchen Kompromiß eingegangen, weil er über die Erfolge der Erneuerer zutiefst besorgt war und im Interesse ihrer Abwehr seine Freilassung für unbedingt notwendig hielt.

Ergebnis dieser Übereinkunft mit der Staatsmacht waren die „Bußerklärung“ des Patriarchen im Blick auf „antisowjetische Tätigkeit“, aber auch viele spätere Schritte wie die Tatsache kirchlicher Fürbitte für die Sowjetmacht, das der Regierung ausgesprochene Beileid zum Tode W. I. Lenins, die Aussage, es gäbe keine religiöse Verfolgung im Lande („Wir erklären für Lüge und Provokation alle Hirngespinnste über unsere Unfreiheit“) usw.

Nach dem Tode von Patriarch Tichon stellte sich die gleiche Existenzfrage auch seinen Nachfolgern, die sich allerdings einem noch stärkeren Druck ausgesetzt sahen. Da von der kommunistischen Staatsmacht abhing, wer von den im Testament des Hierarchen genannten Bischöfen die Leitung der Kirche übernehmen sollte, führte sie mit mehreren einen unwürdigen Kuhhandel.

Aus Informationen zum Gespräch des für Religion zuständigen Bevollmächtigten Tutschkow mit Metropolit Kyrill geht hervor: „Wenn es uns notwendig erscheint, irgendeinen Bischof zu entfernen“, sagte Tutschkow, „werden Sie uns helfen müssen“. – „Wenn er sich eines kirchlichen Vergehens schuldig gemacht hat, ja. Anderenfalls werde ich sagen: Bruder, ich habe nichts gegen dich, aber die Behörden wollen dich loswerden, und ich bin gezwungen das zu tun“. – „Nein, nicht so. Sie müssen den Anschein erwecken, daß Sie das selbst tun, und eine entsprechende Anschuldigung finden!“ (9).

Dieses Niveau staatlicher Einflußnahme erachtete Metropolit Kyrill für unakzeptabel und lehnte den ihm unterbreiteten Vorschlag ab. Doch allein schon die Tatsache solcher Verhandlungen zwischen einem Hierarchen, der zu den unversöhnlichsten Gegnern der Politik von Metropolit Sergi gehörte, und der Staatsmacht ist bezeichnend. Was nun diesen betraf, so ging er auf die von Tutschkow gestellte Bedingung ein, weil er die Situation als ausweglos einschätzte.

Man kann sich den Gang der Überlegungen Metropolit Sergis gut vorstellen. Die Entscheidung für den Weg in die Katakomben hätte eine in der Geschichte Rußlands beispiellose Verengung der kirchlichen Einflußsphäre bedeutet; die übergroße Mehrheit des Volkes wäre ohne geistliche Betreuung geblieben, die Unterwerfung unter die unverhüllt gottfeindliche Macht wäre dieser Mehrheit zugute gekommen, jedoch zu dem Preis einer erheblichen Einschränkung und Profanierung des Christentums selbst (Verzicht auf soziale Aktivitäten der Kirche, auf aktuelle christliche Predigt usw.). Unter den neuen, zuvor undenkbar existenzbedingungen der Kirche stand sie in dem alten Dilemma: etwas Vollkommenes für wenige oder etwas weniger Vollkommenes für alle.

Von jeher besteht der Gegensatz zwischen den beiden Grundrichtungen christlicher, ja letztlich menschlicher Existenz, den man als den Gegensatz zwischen Quantität und Qualität, Breite und Tiefe definieren kann. Die auf die Welt ausgerichtete Arbeit will möglichst viele Menschen für die Wahrheit gewinnen (christlicher Missionstrieb, Predigt, Öffentlichkeitsarbeit, Apologetik u.a.). Die Bemühungen um Tiefe wissen sich der behutsamen Pflege der kirchlichen Schätze, der exakten Lehre, der schöpferischen Aneignung und Weiterentwicklung der von den Vätern ererbten Theologie, der ständigen Reflexion über die Grundlagen der christlichen Glaubenslehre verpflichtet, mit einem Wort: Die Arbeit zielt auf die Grundlagenfestigung der Kirche ab, auf Vertiefung der christlichen Weisheit, aus der alle schöpfen.

Unter normalen Bedingungen kirchlicher Existenz wird der erwähnte Gegensatz, der auf eine Gegenüberstel-

lung der „Religion der Einfältigen“ und der „Religion der Gelehrten“ hinausläuft, im ganzen aufgelöst durch die vorhandenen Unterschiede in den Berufungen profilierter Kirchenmänner. Unter der Voraussetzung einer kommunistischen Diktatur jedoch erweist sich jeder dieser Wege als ein Opfergang: Der Weg in die Illegalität und die Katakomben führte direkt in die Gulags (KZ), die Kollaboration mit der Staatsmacht kostete den eigenen guten Namen.

Zugeständnisse im Interesse des leidenden Volkes

Die Sorge, die übergroße Mehrheit der Orthodoxen in Rußland nicht einem willkürlichen Schicksal überlassen zu dürfen, ließ Metropolit Sergi den Weg der Unterordnung und der Zugeständnisse wählen, und zwar im Interesse der Möglichkeit, dem leidenden Volke das Christentum zu erhalten, einer Möglichkeit, die von den Bolschewiken nur widerwillig und mit Bauchschmerzen hingenommen wurde. Es war eine Entscheidung zugunsten einer langwierigen Abwehr, immer in der Hoffnung auf eine allmähliche, zeitlich unbefristete Umwandlung der Staatsmacht, das Eingehen auf einen initiativen Grabenkrieg ohne Übergang zur Aktivität, eine Verurteilung ohne Worte als einziges Mittel der Kritik an den Untaten der Behörden, eine Hinnahme christlicher Unterweisung mit halb verschlossenem Munde und nach dem jeweils erlaubten Maße.

Wir sollten nicht vergessen, daß diese Unterweisung lange Jahre in unserem Lande mit Gold aufgewogen wurde: Jede Brise reiner Luft war in der stickigen Atmosphäre kommunistischer Unmenschlichkeit unendlich kostbar, und die schlichte Möglichkeit, von den Straßen voller verlogener Transparente und Losungen in eine Kirche einzutreten und offen, ohne Geheimnistuerei, die Stirn zu bekreuzigen, das leidende Antlitz Christi zu betrachten und in die göttliche Gegenwart einzutauchen, war für die gequälten Seelen ein unschätzbare Gut.

Deforziert und krank erscheint unter heutigem Blickwinkel das Leben der Kirche in den Jahren des Stalinismus. Dennoch war es ohne jeden Zweifel kirchliches Leben. Getrennt von Gesellschaft und Staat konnte die Kirche nicht protestieren gegen ökonomische, militärische und andere Abenteuer der Regierung. Aber sie konnte bei dem Menschen bleiben, in den ontologisch tiefsten Schichten seines Daseins, in Freud und Leid, im Leben und im Tode.

Gewiß, öffentlich war sozialer Dienst verboten, aber niemand konnte einem Gläubigen gute Werke verwehren, nach denen sein Gewissen verlangte. Untersagt war die öffentliche Predigt – die geheime ist niemals verstummt. Gewiß, vom Ambon der Kirche konnte der

Priester die Atheisten nicht überführen, aber in der Gemeinde gab es keinen Zweifel an seiner inneren Haltung ihnen gegenüber; und die schlichte „Nacherzählung“ evangelischer Episoden durch einfache Geistliche rührte die Zuhörer immer wieder zu Tränen, wo sie in der Lage waren, daraus Worte ewigen Lebens zu hören. Denn das Wichtigste in der Kirche ist die durch keine Entstellungen verdunkelte Persönlichkeit Christi; und solange sie Sein Bild heilighält, ist sie unüberwindlich, welche Deformierung kirchliche Institutionen auch zu erleiden haben.

Für viele Orthodoxe stand einem objektiven und anteilnehmenden Verhältnis zu Metropolit Sergi im Wege, daß – stellte man sich auf seinen Standpunkt und rechtfertigte damit seine Handlungsweise – man die Märtyrer für den Glauben verriete, die sich mit dem gottlosen Regime nicht abfanden und ihm offen den Kampf angesagt hatten. Es genügt, an den engagierten, von ungeheurer Sorge um das Wohl der Kirche getragenen Brief des Uglitscher Erzbischofs Seraphim (Samoilowitsch) zu erinnern, an das Schreiben der Solowezker Bischöfe und an zahlreiche andere Dokumente sowie an das tragische Ende ihrer Autoren. Aber die Wahrheit Gottes läßt sich nun einmal nicht „durch das Gesetz eines außenstehenden Dritten“ vermitteln. Zwei einander bekämpfende und scheinbar unversöhnliche Kontrahenten können beide recht haben (sofern es sich nicht um Glaubenswahrheiten handelt). Die Kirchengeschichte bietet dafür eine Fülle von Beispielen.

Man denke an den berühmten Streit zwischen den Josephiten und denen, die Besitz ablehnten, zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Kirche hat beider Arbeit gewürdigt und die führenden Vertreter beider Seiten zu Heiligen erhoben: die ehrwürdigen Joseph von Wolozk und Nil Sorski. Weniger bekannt ist eine Episode aus dem Leben des großen Christusbekenners und ehrwürdigen Theodor des Studiten. Er, der Vorsteher eines bescheidenen Provinzklosters, brach die Gemeinschaft mit dem byzantinischen Kaiser Konstantin VI. ab und schloß ihn des gleichen Vergehens wegen von der Kommunion aus, dem später mehrfach Iwan Grosny in Rußland verfiel: der gewaltsamen Einweisung seiner legitimen Frau in ein Kloster und den Eintritt in eine neue, ungeordnete Ehe.

Was den Konstantinopeler Patriarchen Tarassios angeht, so hat er zwar die Trauung verweigert, doch weder den Kaiser noch den Ökonomen Joseph als Vollzieher der Eheschließung einer Strafe unterzogen, weil der Kaiser gedroht hatte, er werde die ikonoklastischen Verfolgungen in der Kirche wieder beginnen.

Die Kirche hat die höhere Gerechtigkeit im Verhalten des Abtes und Bekenners ebenso wie den „Kollaborationisten“, den Patriarchen, gelten lassen und den einen wie den anderen heiliggesprochen. Den Unterschied im Verhalten beider hat zu Beginn dieses Jahrhunderts der

bekannt kirchliche Schriftsteller M. A. Nowosselow folgendermaßen kommentiert (10): „Zweifello ist der Held dieses kirchengeschichtlichen Dramas, das sich in Byzanz abgespielt hat, der ehrw. Theodor, der eine moralische Bewegung im Schoße der Kirche hervorrief; aber die glänzende Rolle des studitischen Abtes darf uns nicht den Blick verstellen für die wohl unklare, aber gerade deshalb nicht weniger schwierige Entscheidung des Patriarchen von Konstantinopel, der die ganze Last einer versöhnlichen, „oikonomischen“ Politik auf sich nahm, die das Vertrauen vieler Gläubiger zu ihm erschütterte. Er tat es – was man beachten sollte – nicht aus Furcht, nicht aus einer Haltung der Anbiederung, sondern um viele Kinder der Kirche vor allergrößtem Leiden und Heimsuchungen zu bewahren.“

Wird nicht hinter dem hochheiligen Patriarchen Tarassios und dem ehrwürdigen Theodor Studites die waltende Hand des Herrn sichtbar, die durch die Nachgiebigkeit des Patriarchen der Kirche Ruhe verschaffte und durch den Mut des Mönches den Frieden des wortbrüchigen Kaisers aufhob und somit die Atmosphäre in der Kirche vor der sittlichen, vom Imperator ausgehenden Seuche reinigte?!“ (11).

Die Tragik in Person und Werk des Metropoliten Sergi bestand hauptsächlich darin, daß die Kirche in einem totalitären Staat nur als Staatskirche existieren kann. Deshalb haftete dem gesamten Klerus der schwere (und nicht immer auszukurierende) Verdacht der Kollaboration an, was sich in der verächtlichen Bezeichnung des Volkes wie „kommunistische Popen“ oder „GPU-Batjuschka“ u.ä. niederschlug. Auf den Metropolit selbst fiel der dunkle Schatten der unheilvollen Gestalt Stalins. Dieser sah in einer Ablehnung seines „Eingesetzten“ (wofür Stalin zweifellos den Metropolit hielt) einen Anschlag auf die eigene Macht. Das von ihm vergossene Blut der Geistlichen, die des Metropoliten nicht mehr fürbittend in den Gottesdiensten gedachten, klagte zu einem Teil auch den Metropolit selbst an.

Wenngleich die Stalinschen Säuberungsaktionen durchaus nicht religiösen Charakter trugen – sie waren Bestandteil der Einschüchterungspolitik des Staates durch Terror – lag doch als die meisten nicht Fürbitte leistenden Bischöfe und Priester in den Lagern waren, ein Teil der Schuld auch bei dem Metropolit, weil er sie kirchlich verurteilt hatte: Einige sahen darin geradezu eine mittelalterliche Inquisition und Kollaboration des Metropoliten Sergi mit den Schergen Stalins und Berijas, durch deren Hände er gewissermaßen sich unliebsamer Menschen entledigen wollte...

Natürlich verhielten sich ihm gegenüber bei weitem nicht alle so. Selbst unter den russischen Emigranten mit ihrem ausgesprochenen Haß auf die Bolschewiken gab es Sympathisanten, die sein Handeln und die Notwendigkeit vieler seiner Schritte verstanden und die von ihm gebrachten Opfer für gerechtfertigt ansahen.

Einer von ihnen ist der jetzige Metropolit Antoni von Surosh, der als Siebzehnjähriger die Patriarchatskirche wählte, weil er sich von der Kirche der Märtyrer nicht trennen wollte. Weiter könnte man die Namen des großen orthodoxen Theologen Wladimir Nikolajewitsch Losski und seines Vaters, des bedeutenden russischen Philosophen Nikolai Onuphrijewitsch Losski, nennen. Wenn letzterer auch die eine oder andere Maßnahme Metropolit Sergis kritisierte, so war er doch im ganzen fest an seiner Seite und verteidigte ihn immer wieder vor böartigen Angriffen der Emigranten, die „nicht imstande waren, die großen Verdienste des Metropoliten Sergi recht zu bewerten, immerhin gelang es ihm trotz dem satanischen Haß der Bolschewiken auf die Religion, eine große kirchliche Organisation am Leben zu erhalten und folglich dem russischen Volk zwei schwere Übel zu ersparen: die völlige Glaubenslosigkeit und pathologische Formen eines Mystizismus der Sekten... Die Aufrechterhaltung der kirchlichen Organisation in Rußland wurde durch das Märtyrer-Opfer seines guten Namens infolge der Kompromisse mit der Sowjetmacht erreicht“ (12).

Dennoch blieb Metropolit Sergi bis an sein Lebensende eine tieftragische Persönlichkeit. Die von ihm gebrachten Opfer waren groß, die Resultate offenbar unbedeutend. Die grausamen Repressalien gegen die Kirche zeigten in den Augen vieler das Scheitern einer Politik der Besänftigung des Tyrannen an. Sein Leben lang war Metropolit Sergi ein Bekämpfer der juristischen Konzeption russischer Theologie gewesen, nun – Ironie des Schicksals – trug er viel zur Bürokratisierung und „Juridisierung“ der Kirche als Institution bei und stärkte damit zum Nachteil der Prinzipien von Brüderlichkeit und Liebe die äußerlich-administrativen Strukturen.

Dennoch waren all die Bemühungen und Opfer des Metropoliten nicht vergebens, was aus heutiger Sicht bereits unzweifelhaft ist. Als die kommunistische Ideologie – weil dem in der Welt gültigen Gesetz der Selbstauszehrung des Bösen unterworfen – allmählich geschwächt wurde in ihrem Bestand, offenbarte sich, daß der kirchliche Organismus, wenngleich mit vielen Gebrechen beladen, durchgehalten hatte. Der christliche Glaube war nicht untergegangen, was die religiöse Renaissance heute überall bezeugt.

Jene durch schwere Kompromisse am Leben gebliebene Kirche dient jetzt als Quelle einer Wiedergeburt des Christentums und ist ein geistlicher Brückenkopf in einem noch immer – und zwar in bedeutendem Maße – unfreundlichen und feindlichen Territorium, auf den sich das Werk Christi stützen und von dem her es sich ausbreiten kann. Angesichts der künftigen Genesung der Russischen Orthodoxen Kirche wie ganz Rußlands vernehmen wir schließlich für den Ersthierarchen den versöhnenden Spruch der schweren Jahre russischer Geschichte: „Nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren“.